

Der Sozialdemokrat

Er erscheint
wöchentlich einmal
in
Zürich (Schweiz).
Verlag
der
Vollständigen
Göttingen-Zürich.
Postsendungen
franko gegen franko
Geldstücke Briefe
nach der Schweiz sollen
Doppelporto.

Zentral-Organ der deutschen Sozialdemokratie.

Abonnements
werden bei allen Schweizerischen
Postämtern, sowie beim Verlag
und dessen bekannten Agenten
entgegengenommen, und zwar zum
voraus zahlbaren
Bierteljahrespreis von:
Fr. 2 — für die Schweiz (Anzugsband)
Fr. 3 — für Deutschland (Kouvert)
Fr. 1,70 für Österreich (Kouvert)
Fr. 2,50 für alle übrigen Länder des
Weltpostvereins (Anzugsband).
Inserate
die derzeitige Preistabelle
S. 118. — 20 Pfg.

N. 12.

Donnerstag, 19. März

1885.

Avis an die Abonnenten und Korrespondenten des „Sozialdemokrat.“

Da der „Sozialdemokrat“ sowohl in Deutschland als auch in Österreich verboten ist, so wird derselbe in beiden Ländern nicht abgenommen, sondern nur in der Schweiz abgenommen. In Deutschland und Österreich wird derselbe durch die Postämter abgenommen, und zwar zum voraus zahlbaren Vierteljahrespreis von: Fr. 2 — für die Schweiz (Anzugsband) Fr. 3 — für Deutschland (Kouvert) Fr. 1,70 für Österreich (Kouvert) Fr. 2,50 für alle übrigen Länder des Weltpostvereins (Anzugsband). In Deutschland und Österreich wird derselbe durch die Postämter abgenommen, und zwar zum voraus zahlbaren Vierteljahrespreis von: Fr. 2 — für die Schweiz (Anzugsband) Fr. 3 — für Deutschland (Kouvert) Fr. 1,70 für Österreich (Kouvert) Fr. 2,50 für alle übrigen Länder des Weltpostvereins (Anzugsband).

als möglich an den „Sozialdemokrat“, resp. dessen Verlag selbst adressieren, sondern sich möglichst an irgend eine unverdächtige Adresse außerhalb Deutschlands und Österreichs wenden, welche sie dann mit uns in Verbindung setzt; andererseits aber, daß auch uns möglichst unverfängliche Zustellungsadressen mitgeteilt werden. In zweifelhaften Fällen empfiehlt sich deshalb größere Sicherheit Reformänderung. Soviel an uns liegt, werden wir gewiß weder Nähe noch Ferne scheuen um trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten den „Sozialdemokrat“ unseren Abonnenten möglichst regelmäßig zu liefern.

Parteigenossen! Vergeßt der Verfolgten und Gemäßigten nicht!

Die Unbesiegbarkeit der Sozialdemokratie.

III.
Was Herr Schäffle zu Gunsten der Verewigung der kapitalistischen Produktionsweise zu sagen weiß.

Wir haben uns im zweiten Artikel deshalb mit dem Gegensatz zwischen der Stellung Schäffle's und der der Sozialdemokratie zur Religion beschäftigt, weil er typisch ist für alle Fragen, die Herr Schäffle in seiner Schrift aufwirft. Ob es sich um die Frage des Grundbesitzes, um die Frage der Familie und Ehe, um das stehende Heer oder um die Frage der Volkserziehung handelt, überall finden wir Herrn Schäffle als den Mann des Kompromisses, aber nicht des nothgedrungenen, als Uebergangsstadium, wenn auch selbst nur in seiner Einbildung, nothwendigen Kompromisses, sondern des Kompromisses behufs Erhaltung des Bestehenden, der Preisgabe des Neuen an das Alte, das Ueberkommene. Wie er die Wissenschaft an die Religion, oder genauer: die Forschung an den Wunderglauben verräth, so ist er überall bereit auf den Fortschritt zu verzichten, sobald derselbe den Bestand des Alten zu gefährden droht; sein ganzes Buch scheint von dem Wunsche diktiert, das Proletariat an die bestehenden Klassen zu verrathen, und sollte von Rechtswegen den Titel führen: „Rezept, den Kampf der Sozialdemokratie aussichtslos zu gestalten.“

Da uns die Person des Herrn Schäffle sehr gleichgültig ist, so brauchen wir ihm dabei nicht einmal Unehrlichkeit vorzuwerfen. Es kommt wenig darauf an, ob er das, was er schreibt, aus voller Ueberzeugung oder im Hinblick auf irgend einen Ministerposten schreibt, die Hauptsache ist, festzustellen, worauf sein Buch in Wirklichkeit hinausläuft.

Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, haben wir auch auf das billige Vergnügen verzichtet, Herrn Schäffle aus seinen früheren Schriften zu schlagen, obwohl das, wie gesagt, so leicht wäre wie nur sonst etwas, und gewiß auch seine volle Berechtigung hätte.

Herr Schäffle will, und er spricht das wiederholt aus, die kapitalistische Produktionsweise reinigen, um sie zu verewigen.

Warum will er sie verewigen? Wobon will er sie reinigen?

Für Ersteres führt er einen ganzen Haufen Argumente ins Feld. Der von der Sozialdemokratie erstrebte Kollektivismus ist ihm keineswegs eine Garantie für die versprochene Steigerung des Ertrags der Gesamtproduktion, weil die höchste Interessierung der Leitenden und Ausführenden mit materiellen und ideellen Vorteilen, die mit dem Prinzip der Freiheit und Gleichheit unvereinbar sei, fehle, ohne sie aber, auch nicht entfernt jenes Maß von Produktivität der Rationalarbeit zu erwarten ist, welches die kapitalistische Produktion dem Kapitalprofit, dem Risiko und der Lohnkassa zu entlocken weiß“ (S. 27). Ohne Profite und Prämien ist nach ihm überhaupt keine Steigerung der Produktivität zu erwarten, dagegen ist die Ausfaltung keineswegs nothwendig mit der kapitalistischen Produktion verbunden (S. 32), ja „der Marx'sche Kapitalist-Vampyr“ dürfte wahrscheinlich eine sehr respektable Figur gegen die — zukünftigen — sozialdemokratischen Schmarotzer, Volksbetrüger und Majoritätsfaulenzler sein“ (S. 33).

In dieser ganzen Argumentation dokumentirt sich so recht prägnant die metaphysische Denkwiese des Herrn Schäffle. Ihm ist der Mensch der heutigen bürgerlichen kapitalistischen Gesellschaft, der Mensch der Gesellschaft des Privateigentums und des Kampfes Aller gegen Alle, der Mensch schlechweg, der Mensch zu allen Zeiten.

Weil heute der Profit eine so mächtige Triebfeder in dem Wirtschaftsleben ist, so wird das immer so bleiben. Die Wesennatur ist nicht das Produkt einer bestimmten Entwicklung, sondern ein für allemal gegeben, der Mensch wird ewig eine Profitbestie sein.

War er es ewig?
Angesichts der Forschungen der vergleichenden Ethnologie wird Hr. Schäffle das nicht behaupten wollen. Wie kommt er also dazu, jede Entwicklung für die Zukunft zu leugnen?

Auf der anderen Seite ist es ein großes, für einen Mann, der als wissenschaftlicher Forscher gelten will, geradezu unverzeihliches Mißverständnis des Sozialismus, wenn man ihm die kindliche Anschauung unterstellt, es werde die kommunistische Produktion mit ihren Konsequenzen sofort in aller Vollkommenheit wie Minerva aus dem Haupte des Jupiter ins Leben treten, sie werde nicht auch, und mit ihr die entsprechenden gesellschaftlichen Einrichtungen wie die Individua, der Entwicklung bedürfen.

Wir können Herrn Schäffle ruhig zugeben, daß es dabei nicht immer „gemüthlich“ zugehen, daß es an Unzuträglichkeiten nicht fehlen wird, aber würde das das Geringste gegen unsere Bestrebungen beweisen? Mit Nichten. Das Wesentliche des Sozialismus liegt gar nicht in irgend einem bestimmten Verteilungsmodus, auch nicht in der Proklamirung der absoluten Freiheit und Gleichheit, wie Herr Schäffle uns unterstellt, sondern in der Anerkennung des gesellschaftlichen Charakters der Produktion, in der Beherrschung der Produktion durch die organisierte Gesellschaft, während heute die Gesellschaft von ihren Produkten abhängig ist. Die bessere Verteilung wird erst die Folge der zweckmäßiger geleiteten Produktion sein; daß sie von vornherein eine absolut gleiche sein muß, ist noch keinem Sozialisten zu behaupten eingefallen. Eine ziemlich weit verbreitete Anschauung geht dahin, daß sich sehr bald die etwaige Prämierung besserer Leistungen als überflüssig herausstellen werde, insofern ist diese Anschauung durchaus kein Parteidogma. Wir überlassen das der Zukunft zu bestimmen; die Erfahrung wird zeigen, bei welchem Verteilungsmodus die Gesammtheit am besten fährt.

Herr Schäffle kann sich so wenig über den Horizont der heutigen Bourgeoisgesellschaft erheben, daß er die „Schmarotzer, Volksbetrüger, Majoritätsfaulenzler“ derselben auch ohne Weiteres in die sozialistische Gesellschaft überträgt. Die gegenwärtige Annahme, daß nämlich mit dem Aufhören derjenigen gesellschaftlichen Einrichtungen, welche das Schmarotzertum und den Schwindel bis zu ihrer heutigen Höhe entwickelt haben, diese selbst allmählich verschwinden werden, ist ihm „magischer Optimismus in der Ethik“ (Sittenlehre).

Dem bibelgläubigen Herrn Schäffle ist ja der Mensch von Hause aus schlecht.

Aber selbst wenn dem so wäre, so muß doch Jeder einsehen, daß in einer Gesellschaft, welche von abgegrenzten Kategorien so geringe Vortheile bietet, wie jede gleichwie immer organisierte sozialistische, die dagegen jedem ihrer Mitglieder ein gewisses Existenzminimum garantiert — und darin dürfte Fourier vielleicht Recht behalten, daß die nächste Phase der gesellschaftlichen Entwicklung eine Art Garantismus sein wird —, daß in einer solchen Gesellschaft der Anreiz zum Schwindeln und Schmarotzen ein viel geringerer sein muß als heute. Schon darin liegt ein Grund, dieses Schreckgespenst nicht zu fürchten.

Dann aber bietet ja gerade die gesellschaftliche Leitung der Produktion die beste Kontrolle gegen schmarotzerhafte Ausbeutung der „Fleißigen durch die Faulen“ u. s. w. In der modernen mechanischen Fabrik hört heute schon jeder Unterschied zwischen faulen und fleißigen Arbeitern auf. Sie verträgt es nicht, daß der Peter um 7 und der Paul erst um 8 Uhr anfängt, die Arbeit des Peter ist von der des Paul abhängig und umgekehrt. Die Leistungen jedes Einzelnen werden von seinen Mitarbeitern kontrollirt. Und die Gesellschaft wird durch Sachverständige mindestens ebenbürtig als heute der einzelne Unternehmer im Stande sein, zu bemessen, welche Arbeitsleistung der Einzelne in einer bestimmten Zeit durchschnittlich zu vollziehen vermag, und etwaige Irrthümer sehr schnell zu korrigiren.

Es ist also gar nicht abzusehen, womit Herr Schäffle die obige Behauptung beweisen will, da sein einziges Beweismittel, die Schlechtigkeit der menschlichen Natur, ihn so schände im Stiche läßt.

Veiläufig steht der Marx'sche Kapitalist-Vampyr, wie sich Herr Schäffle auszudrücken beliebt, bei Marx selbst auch ganz anders aus, als es nach dem von Herrn Schäffle beliebten Ausdruck den Anschein hat. Und Niemand sollte das besser wissen, als Herr Schäffle, der in seiner „Quintessenz“ auf Seite 15 schrieb:

„Weniger als jeder Andere“ — sagt Marx wörtlich — „kann mein Standpunkt, der die Entwicklung der ökonomischen Gesellschaftsformation als einen naturgeschichtlichen Prozeß auffaßt, den Einzelnen verantwortlich machen für Verhältnisse, deren Geschöpf er sozial bleibt, so sehr er sich auch subjektiv über sie erheben mag.“

Marx und mit ihm die Sozialisten nehmen sogar den heutigen kapitalistischen Ausbeuter als ein Produkt einer bestimmten gesellschaftlichen Entwicklung, und ziehen ihn nur soweit subjektiv zur Verantwortung, als er darüber hinaus die Ausbeutung praktizirt, woraus Herr Schäffle den Schluß ziehen mag, daß sie in ihrem „magischen Optimismus“ wenigstens konsequenter sind als er in seinem maßvollen Pessimismus, der sich vorzugsweise gegen die Arbeiter wendet.

Da wir der sozialistischen Produktion keinerlei Vorschriften machen, wie sie im Einzelnen zu organisiren ist, so könnten wir aber die Behauptung, daß sie „auch nicht entfernt das Maß von Produktivität der Rationalarbeit verspreche, welches die kapitalistische Produktion dem Kapitalprofit, dem Risiko und der Lohnkassa zu entlocken weiß“, stillschweigend hinweggehen, da dieselbe ja auf der Voraussetzung von Vorschriften beruht, die wir oben

bereits als nicht maßgeblich bezeichneten. Wir müssen aber der in diesen Worten liegenden Ueberschätzung der kapitalistischen Produktion entgegenreten. Dieselbe ist mit ihren schönen Einrichtungen keineswegs eine Gewähr für die Realisirung der höchstmöglichen Produktivität der Arbeit. Die moderne Technik hat die Produktionskräfte in einer Weise entwickelt, daß die kapitalistische Gesellschaft sie gar nicht mehr bewältigen kann und sich vielmehr als ein Hemmnis der weiteren Entwicklung der Produktivität der Arbeit darstellt. Eine Unmasse von Arbeiten werden heute statt mit Maschinen, die längst erfunden sind, mit unvollkommenen Werkzeugen ausgeführt, weil das kapitalistische Ausbeutungssystem den Preis der Menschenarbeit so niedrig hält, daß die Anschaffung der besseren Maschine nicht rentirt. Die Lohnkassa, Herr Schäffle, steigert die Ausbeutungsrate, nicht aber die Produktivität der Arbeit, deren Entwicklung sie vielmehr aufhält.

Es gehört in der That viel Muth dazu, in der heutigen Zeit, wo die Geschäftskrisis anfängt, chronisch zu werden, d. h. Tag für Tag den Bankrott der kapitalistischen Produktion predigt, dieser einen solchen Hymnus zu singen.

Nein, Herr Schäffle, die schönen Dinge, welche Sie der kapitalistischen Produktion nachsagen, existiren nicht oder nicht mehr. Der Lobgesang, den Sie ihr zu Ehren auf S. 52 und 53 Ihrer Schrift anstimmen, mag vor 20 Jahren vielleicht noch seine Berechtigung gehabt haben, heute ist er in jeder Beziehung veraltet. „Das Kapital“ nimmt dem Gemeinwesen nicht „die Organisation und Leitung der Produktionsanstalten ab“; wenn es nach Ihrer Ansicht „unter eigener und ausschließlicher Verantwortlichkeit mit seiner ganzen materiellen Existenz die Wirtschaftlichkeit der Produktion und des Umlaufs der Güter verbürgt“, so ist das sehr hochherzig von ihm, wir haben aber gesehen, wie es diesen Wechsel immer weniger einzulösen vermag; was speziell „den Umlauf der Güter“ anbetrifft, so verweisen wir Sie auf S. 94 Ihrer eigenen Schrift, wo Sie gegen diese „Wirtschaftlichkeit“ — Schutzmaßregeln vorschlagen. Das Kapital sinnt freilich „auf die möglichst wohlfeile Güterherverbringung“ — die aber durchaus nicht immer die wirtschaftlichste ist —; die „höchst gebrauchswertige Güterherverbringung“ ist ihm aber durchaus gleichgültig, wie gerade die Industrie der Massenartikel zeigt.

Für die genannten und noch einige ähnliche „Sozialfunktionen“ bezieht das Kapital nach Herrn Schäffle „mit vollem Recht“ den Kapitalprofit, „wenn es geschieht und glücklich im Dienste des Ganzen operirt.“ Wofür es ihn aber bezieht, wenn es geschieht und glücklich zum Nachtheil des Ganzen operirt, das verschweigt er uns leider.

Hat ihn das „strahlende Licht des kapitalistischen Betriebes“ geblendet?

Vielleicht erhalten wir Antwort auf diese Frage, wenn wir die Mittel, durch welche Herr Schäffle die Produktion „reinigen“ will, etwas näher ansehen.

Die Maske herunter!

„Jetzt zeigt Ihr Euer wahres Gesicht, bisher war's nur die Larve“ — so kann man in der That dem großen Sozialreformer Bismarck nach seinen neuesten Leistungen bei der Dampfersubventionsdebatte im Reichstage jurufen. Noch bei keiner Gelegenheit hat sich der „Anwalt des armen Mannes“ so unwohlthätig als das gezeigt, was er in Wirklichkeit ist: als der Anwalt der Millionäre.

Wenn noch ein Zweifel daran bestand, daß es sich bei der Dampfersubvention um Staatsbills für Kolonialgründungen, und bei diesen um Ausbeutungskolonien handelt, so ist derselbe durch die Reden Bismarck's am 13. und 14. März vollständig beseitigt worden. Namentlich am 13. März plauderte der große Staatsmann in der Hitze des Gefechtes mit einer Offenherzigkeit aus der Schule, für die wir ihm so dankbar sind, daß es uns beinahe schwer fällt, sein Eintreten um Staatsbills für die, die da haben, mit dem gebührenden Ausdruck: schamlos zu brandmarken.

Man höre nur (wir zitiren nach der hyperlogalen „Allgemeinen“): „Ich halte für die aussichtsreichsten Kolonien diejenigen, die hier als „Gründungen“ qualifizirt werden, weil die Namen Hansemann, Bismarck, Bismarck darunter stehen, die in Reuginea. Nach Allem, was ich von dort gehört habe, gibt es große, fruchtbare und der Kultur leicht zugängliche Gegenden, die jetzt mit steppenartigen, mannshohem Gras bewachsen sind, unter dem Aequator liegen, sich also für Kultur von Kaffee, Baumwolle und dergleichen tropische Produkte vorzüglich eignen. Nun sagt der Herr Bismarck: Das kommt doch nur einigen reichen Geschäftshäusern zu Gute, die ohnehin reich genug sind. Ja, meine Herren, diese reichen Kaufleute sind doch, so zu sagen, auch Menschen, die es zu erreichen ist, daß wir mehr solche reiche Häuser ins Land bekommen. Sie erinnern oft an altpreussische Ragimen; die Herren namentlich, welche die altpreussische Polzeigehichte gar nicht kennen, haben mir die wunderlichsten Belehungen darüber erteilt. Aber ich erinnere Sie daran, wie viel Friedrich dem

*) Kapital, Borrebe, S. XI.

Großen, wie viel Friedrich Wilhelm I., dem großen Hausvater seines Landes, daran lag, reiche Leute ins Land zu ziehen, im Lande zu erhalten, reiche Leute zu machen. Ich wollte, wir könnten sofort ein paar hundert Millionen im Lande mehr schaffen; sie würden ihr Geld im Lande ausgeben, und diese Ausgaben würden betrübend auf den Arbeitsmarkt wirken nach allen Seiten hin. Die Leute können ja doch ihr Geld nicht selbst essen, sondern sie müssen die Jinsen davon an Andere wieder ausgeben; also freuen Sie sich doch, wenn Leute bei uns reich werden: da fällt immer für die Gesamtheit etwas ab und nicht bloß für den Steuerfiskus.

Die Kolonien, wie Cuba, wie Portorico, wie die westindischen und alle die äquatorialen Kolonien, sind vom Mutterlande stets in ihrem Geldwerte sehr hoch geschätzt. Deshalb ist dahin aber noch keine große Auswanderung gegangen; man hat nicht darauf gerechnet, daß dort Weizen oder Wolle produziert werde, welche nachher zum Schreden des Herrn Korredners zollfrei bei uns eingelassen werden sollten; sondern es sind eben tropische Produkte, die bei uns nicht wachsen. Das ist gerade die Hauptsache, dort Plantagen anzulegen, Deutsche des gebildeten und halbgebildeten Standes auf diesen Plantagen zu beschäftigen.

Wir werden jedes Mittel anwenden, um Sie dahin zu bringen, daß Sie cario suo tablo (Karten auf dem Tisch) spielen und Farbe bekennen müssen vor Ihren Wählern und dem Publikum, ob Sie kolonialpolitisch wollen oder nicht wollen (Bravo! rechts), ob Sie Kolonien wollen oder nicht wollen. Wir werden von Ihnen das Fragenstellen lernen, wie es in der Kommission geschieht ist, und wir werden Sie mit Vorlagen und Fragen in die Enge treiben, daß Sie Farbe bekennen müssen.

Ich habe über die Qualität unserer Kolonien gesprochen und, glaube ich, die Bedenken des Herrn Korredners bezüglich der Befähigung, die ihnen drohen, widerlegt und ausgeführt, daß sie diejenigen Ansprüche, die der Herr Korredner an die Kolonien zu machen schien, zu realisieren überhaupt nicht der Mühe wert sind. Nach meiner Ueberzeugung ist, wie gesagt, auf die tropischen Kolonien hauptsächlich Wert zu legen; auf Angola Bequena insoweit, als die Untersuchungen, die über den dortigen Metallreichtum angestellt waren, ein Resultat liefern; nach Allem, was wir hören, ist das des Wertes immer werth, und doch macht es Ihnen eine gewisse Freude, wenn Sie recht geringfügig von dieser Sandbläse sprechen können. Sie sollten, meine ich, lieber mit uns die Hoffnung theilen, daß die deutschen Bergleute einmal dort ihren lohnenden Erwerb werden finden können und uns die Hand dazu bieten, so ermitteln, ob das nicht der Fall sein könnte.

Mit diesen Zitate mag es genug sein. Um sie ihrem vollen Werthe nach zu würdigen, müssen wir jedoch noch die Worte des Abgeordneten Kintelen zitieren, der vor Bismarck sprach, und auf die sich der von uns unterrichtete Passus im letzten Absatz bezieht.

Sie lauten: „Der Grad hat hier kürzlich gesagt, die Kolonien sollten die überzählige deutsche Bevölkerung aufnehmen. Keinhilf hat sich Herr Boermann geäußert. Wie denken sich denn die Herren eine Kolonie, wo die überzählige deutsche Bevölkerung unter sich ist? Die germanische Rasse kann dort nicht existieren, sie geht zu Grunde. Für die zweite Frage, die des Exports, kommt nun zunächst die Konsumtionsfähigkeit der Kolonien in Betracht. Diese Fähigkeit dürfte nun in Bezug auf europäische Artikel nur sehr gering sein; der Abgeordnete für Dresden hat uns zwar den Buntpapierfabrikanten berichtet (große Zeitung); auch für den Export von Glasperlen zur Bekleidung der Wilden soll große Aussicht sein — das ist einwilligen Alles. Drittens kommt der Import der Kolonialprodukte in das Mutterland in Frage. Für diese hat man von verschiedenen Seiten Zollefreiheit beim Eingang verlangt, weil die Kolonien ein Theil des Mutterlandes seien. Die Verlaute ist, daß aber nicht die Absicht der Reichsregierung, die Gegenstände vielmehr mit einem Einzugszoll belegt werden. Nun könnten beträchtliche Produkte, wenn sie nur in den Kolonien erzeugt werden, wohl zollfrei eingehen, die übrigen aber würden ja nur unserer eigenen Produktion Konkurrenz machen, so z. B. Weizen und Wolle. (Auf rechts: Wolle ist zollfrei!) Der Wollzoll kommt dann ganz von selbst. (Weiter links.) Wenn die Produkte aber zollpflichtig sind, dann macht es doch gar keinen Unterschied, ob ich sie aus Kolonien selbst bezöhe oder aus anderen Ländern, mit denen wir Handelsverträge abgeschlossen haben. Den Vortheil von den Kolonien haben nur die wenigen großen Handelshäuser, welche sich dort niedergelassen haben. Die Erhöhung der Steuerkraft dieser sehr wenigen großen Handelshäuser nützt der Gesamtheit der deutschen Steuerzahler ganz und gar nichts. Haben denn nicht nach Ausweis des letzten Reichswahles gerade die Herren von Danemann und Heichröder Dampfersubventionen verlangt? Und wem sollen die Subventionen für die afrikanische Linie zu gute kommen? Den Herren Boermann und Lüderich, weiter Niemandem.“

Man vergleiche Bismarck's Ausführungen mit denen des Herrn Kintelen und man wird sehen, daß in der That die Kolonien weiter nichts sollen, als einige reiche Leute noch mehr bereichern — Millionen züchten. Die Redensart von den deutschen Bergleuten, die in Angola Bequena „lohnenden Erwerb“ finden sollen, ist gar zu laienhaftig, um näher darauf einzugehen — sie stimmt überdies schlecht zu der kurz vorher vom Kanzler gemachten Bemerkung, daß „auch schon Angola Bequena in einem sehr heißen Klima liegt.“ Es handelt sich nicht um deutsche Arbeiter — obwohl wir gar nicht daran zweifeln, daß man es mit Freuden begrüßen würde, wenn man Kolonien fände, wohin man gelegentlich deutsche Arbeiter profitbringend exportieren könnte — es handelt sich um deutsche Spekulanten. Und wie diese grade über Angola Bequena denken, haben sie erst dieser Tage gezeigt, als es galt, die nötigen Fonds zur Gründung von „Länderland“ zu zeichnen — da waren die Herren nicht zu Hause. Ihre nationale Begeisterung reichte nur dazu hin, Subventionen von der Nation zu verlangen, im Uebrigen waren sie nicht zu sprechen.

Die Anschauung, daß die reichen Leute, welche man plötzlich mit aller Gewalt ins Land ziehen, am liebsten aus der Erde stampfen möchte, ein so großer Segen für das Land seien, mag in der That altpreussisch sein, und erscheint sie wenigstens recht altmodisch. Ein Blick auf die Länder, welche sich eines anerkannten Reichthums an Reichen erfreuen, zeigt uns, daß dieser Segen ein sehr prekärer ist — er hält nicht Stich. Er verhindert nicht die Verelendung der Massen, er beschränkt sie. Er vergrößert die Kluft zwischen Arm und Reich. Die Hand voll Leute, denen solche Rabod's Erwerb verschaffen, verschwindet gegenüber der großen Masse der Bevölkerung, denen dieselben das Leben verheuern. Zudem ist es ein starkes Stück, heute noch von der Nothwendigkeit zu reden, Kapitalisten ins Land zu schaffen, wo das Geld gradezu auf der Straße liegt — für den allerdings, der es nicht braucht. Die ganze Kolonialpolitik hat heute nur noch den Zweck, Kapital vortheilhaft unterzubringen, und wenn die Danemann, Heichröder u. ein Interesse daran haben, so mögen sie die Kosten dafür selber zahlen.

Das Bismarck das Zehntheilige seiner Ausführungen selbst einseh, beweist übrigens der Schluß seiner obenwähnten Rede. Derselbe erinnert lebhaft an den Spruch Ricca Schaff's:

„Zu des Verstandes und Wises Umgehung,
Ist nichts geschickter als Augenverneigung.“

Der Schluß war ein pathetischer Appell an das Nationalgefühl, die nationale Ehre und wie die schönen Dinge alle heißen, die immer dann hervorgeholt werden, wenn der Bestand der Nation unmittelbar bedroht werden soll. Die alte Sage vom Lichtgott Baldur und dem bösen Loki mußte herhalten — der Lichtgott ist natürlich er, der große Kanzler, und sein herrliches Werk, das einige Deutschland, mit seinem halben Schod Regierungen, und Loki, das ist der Parteigeist, soweit er nicht auf Bismarck schwört, der läppische Döbner aber, der den guten Baldur auf den Kopf des bösen Loki erschlug ist der „Urwähler“ — der fortschrittliche Wähler, wie der Kanzler sich Tage darauf verbesserte. Ueber diesen vorliegenden Vergleich waren die Bismarcker im Hause und die „Wohlgeminten“ auf der Gallerie so entzückt, daß sie wie rasend Beifall klatschten.

Zu denen, welche dem Panegyrikus auf Heichröder, Danemann und Konsorten am begeistertsten applaudirten, gehörte auch — Herr Stöder. D über die Beurteilung Deutschlands!

Ha, welche Lust, Soldat zu sein!

Herrn Bronsart v. Schellendorf's Stammbuch.

Wir erhalten aus Berlin von einem Soldaten folgende Zuschrift, die so recht das harmonische Verhältnis beleuchtet, das nach des pommer'schen

Landraths v. Köller Behauptung zwischen Soldaten und Offizieren besteht. Dieses Schreiben lautet:

„Die Beschwerden des Herrn Bedel in der Reichstagskammer am 5. dieses Monats“ halte ich für vollständig gerechtfertigt, und erlaube mir, Ihnen einige Rückblicke, die ich selbst als Soldat erlebt habe, anzuführen. Daß Soldaten mit Eifer sich als Krieger für Jagden und überhaupt zum Arbeitsdienst melden, ist Thatsache, jedoch werden die Mannschaften darum nicht gespaßt, sondern einfach kommandirt. Wenn die Herren Vorgesetzten „Wünsche“ äußern, wissen die Leute gar zu gut, daß wer nicht gern den Wunsch eines seiner Herren Vorgesetzten erfüllt, dafür während seiner ganzen Dienstzeit sehr bitter zu leiden hat, denn die Herren Vorgesetzten haben zu genügend Mittel dazu in Händen. Es werden sehr häufig Soldaten beurlaubt, d. h. zur Arbeit geschickt, denn es mehren sich häufig Reiter ohne Prinzipale in der Garnison, welche Gesellen aus dem Militärstande wünschen, da dieselben stets billiger arbeiten als Andere, jedoch werden nur Günstlinge beurlaubt, da die Herren Vorgesetzten vom Felsenebel (Wachmeister) abwärts ihr Gutes dadurch haben. Während meines Dienstes war es gebräuchlich, daß der dritte Theil eines solchen Verdienstes in die Kasse der Kompagnie floß. Was das Gemüthliche anbelangt, darüber ist der Herr Kriegsminister sehr im Irrthum; es wurden zu meiner Zeit öfter Payer für die Vorgesetzten (Feldwebel und Unteroffiziere) kommandirt, welche das vollständige Payer gegen eine kleine Vergütung zu stellen hatten, jedoch würden die Kommandirten nicht immer benutzt, da die Herren am liebsten Payer hatten, welche keine Entschädigung für Payer beanspruchten. Daß Soldaten bei den verheirateten Unteroffizieren als Wädhchen für Alles verwendet werden, ist allgemeine Thatsache, die Gemahlinnen der Herren Unteroffiziere lassen sich gern nach allen Seiten hin bedienen, wie denn auch die Herren Offiziere und Unteroffiziere sich untereinander und zu ihren Frauen nicht anders ausdrücken als: „Es sind ja Kerls genug da.“

Der Hauptwed meines Schreibens ist eigentlich der, Ihnen noch Eines über unsere Verpflegung zu schreiben. Ich habe meine dreijährige Dienstzeit beim 7. brandenburgischen Infanterieregiment Nr. 80 absolviert. Um uns, die wir in weiter ferne Diensten, kümmerte sich, was unsere Verpflegung und Behandlung anbetraf, Niemand. Es geschah Fiesels, was hier in Berlin und in anderen großen Garnisonen, wenn es bekannt geworden wäre, unter dem Publikum gewiß Entrüstung hervorgerufen hätte. Im Hochsommer sind die Kartoffeln überall schlecht, in unserer Garnison waren dieselben wirklich ungenießbar. Es gab bei uns sehr sehr dünn Rartoffelsuppe, und so wahr ich die Feder in der Hand habe, das noch nicht aus dem Topf, sondern das stank, aber für die „Kerls“ war es lange gut. Sobald die Renage nicht mehr auf dem Feuer stand, und jeder seine Portion in seinem Raps hatte, wurde hierer Fraß schwarz; leider mußte die Reduzirte, weil sie nichts Anderes zu essen sich beschaffen konnte, diese schone Kost mit wahren Ekel verzehren. Erben gab es häufig, aber lebende Erben; dieselben enthielten in ihrer Hülle durchweg keine schwarze Kerer, aber sie mußten gefressen werden. Auch Nudeln mit Zucker (Rehl) und Zimmt gab es häufig, welcher als „blauer Feinrich“ seiner blauschwarzen Farbe wegen so genannt wurde. Als Fleischgericht gab es dazu ein Stück ungenießbare Würst. Da Beschwerden nicht berücksichtigt, überhaupt nicht angenommen wurden, besorerten wir mit den Wurfstücken die Kasernenfenster, und zwar wurden diese Stück an Stück zusammengehunden als Ketten vor die Fenster gehängt, um bei den Herren Offizieren wenigstens in dieser Weise unsere Beschwerden anzubringen, aber natürlich vergeblich. Kartoffeln mit Speck gab es auch sehr häufig. Da aber immer das Billigste gekauft wurde, war der Speck immer ranzig. Der aus dem Speck gedantene Thran, welcher als Sauce diente, bestand schon meistens aus Wasser und Lössen; dazu gab es einen Salzhäring, richtiger Stankhäring, wozu ich doch, daß nicht ein Einziger seinen Häring genießen konnte. Dieselben wurden zu Zweien zusammengehunden und auf die Zweite der Bäume, welche den Kasernenhof schmückten, gehängt, auch ward der Kasernenhof damit besorret. Unser Hauptmann, welcher Präses der Renagekommission war, antwortete uns auf unsere Beschwerde: „Hält ich nur immer solches Essen gehabt.“ (Der arme Hauptmann, er entstammte wohl sicher einer armen verhungerten Adelsfamilie!) Wir versuchten es dann bei unserem Bataillonskommandeur mit einer Beschwerde, taunten wie aber schon an, da hieß es gleich: „Die Kerls haben zu wenig Dienst.“

Hier in Berlin ist es eine Freude, Soldaten in ihrer Uniform zu sehen, da dieselben immer saubere Sachen tragen; dagegen hatten wir nur einen Rock zur Verfügung, und zwar den gewöhnlichen Dienstrock, außerdem waren noch schädelte Röcke vorhanden, welche zum Arbeitsdienst benutzt wurden, und zwar in der Kompagnie je ein Rock auf 8 oder 4 Mann, welcher aus einer Hand zur andern ging. Die Sonntagsachen gab es nur bei schönem Wetter; dieselben mußten aber Abends 6 Uhr wieder abgegeben werden.

Betreffs der Renage will ich noch erwähnen, daß jede Kompagnie einen Mann zur Renagekommission zu stellen hat; dieselben sollen eigentlich von den Mannschaften gewählt werden, aber das geschieht nicht, sie bekommen gar nicht zu wissen, wer zur Kommission kommandirt wird. So werden als Kommissionsmitglieder Leute bestimmt, welche es niemals wagen würden, das Essen als schlecht zu befinden.

Mit Hochachtung

Ein ehemaliger Rusfrierer

des 7. brandenburgischen Infanterieregiments Nr. 60.

Sozialpolitische Rundschau.

Zürich, 18. März 1885

Der Parlamentarismus ist die Regierungsform der Bourgeoisie; das Kind des bürgerlichen Liberalismus, das parlamentarische Regime zu allen Zeiten, seit es in England erstanden wurde, gemißmaßen als das politische Ideal der Bourgeoisie gegolten, als das Allheilmittel für alle politischen Leiden und Schmerzen, als das Palladium der Freiheit, und zugleich — doch das sagte man nicht — als das unerschöpfliche Mittel, die Interessen der Bourgeoisie in Staat und Gesellschaft zur Geltung zu bringen.

Aber mit dem parlamentarischen Regime ist es gegangen wie mit den anderen Idealen der Bourgeoisie: es ist der wüthendsten Realität schände geopfert worden. In seinem Land zynischer und realistischer als in unserem „idealen“ Deutschland, wozugegen in England und Frankreich die Bourgeoisie wenigstens noch aus Tradition und Anstandsgefühl den Schein zu wahren sucht.

Ein recht kraffes Beispiel für dieses zynische Preisgeben des Parlamentarismus bieten uns die Verhandlungen der Geschäftsordnungs-Kommission des deutschen Reichstags über die bekannten Kieler Verhaftungen.

Diese parlamentarische Sechselange, von der man lange, lange kein Sterbenswörtchen mehr gehört und die man allgemein schon für todt gehalten hatte, ist plötzlich wieder lebendig geworden. Sie beschäftigte die Geschäftsordnungs-Kommission des Reichstags während mehrerer Abende, und sie wird nächstens wieder das Plenum des Reichstages beschäftigen.

Die Thatsachen sind bekannt. Mehrere sozialdemokratische Abgeordnete wurden bei der Heimkehr vom Kopenhagener Kongresse, Anfangs April des Jahres 1883, auf deutschem Boden verhaftet oder „fixirt“. Einer, noch ehe die „Verhaftung“ zu Ende war, die Anderen, als die Sitzungen schon wieder begonnen hatten. Es war dies eine tragische Verletzung der durch die Reichsverfassung (Artikel 3) gewährleisteten Immunität (Unverletzlichkeit) der Abgeordneten.

Kanzler und Liedtschicht brachten demgemäß gleich nach der That einen Antrag ein, welcher Untersuchung der Sache und Bestrafung der schuldigen Beamten forderte. Der Antrag wurde vor die Geschäftsordnungs-Kommission verwiesen, die dem auch sehr gründlich aus Arbeit ging und einen sehr gründlichen Bericht anordnete. Einen sehr gründlichen Bericht — freilich ebenso unlogisch als gründlich, Inebz da in Folge des bald darauf eintretenden Sessions-Schlusses die Angelegenheit nicht mehr zum Austrage kam und der sehr gründliche und sehr unlogische Bericht in den Papierkorb wanderte, so wollen

*) Bgl. unser Rundschauotly „Soldatenleben im Frieden“.

wir uns mit dieser parlamentarischen Matulatur auch nicht weiter befassen.

Genug — die sozialdemokratischen Abgeordneten ließen die Sache nicht ruhen, der Antrag wurde von Liedtschicht und Bollmar erneuert, und da man auch in der vorigen Reichstagsession keine Zeit zur Erledigung fand, in der laufenden Session, und um jede Möglichkeit der weiteren Verschleppung abzuschneiden, gleich in den ersten Tagen der dritten Wale eingebracht.

Diesmal mußte der Reichstag in den sauren Apfel beißen. Der Antrag wurde — zum zweiten Mal — in die Geschäftsordnungs-Kommission verwiesen, und die Geschäftsordnungs-Kommission ist richtig an Ende ihrer Arbeit — wir hätten fast gesagt: am Ende ihres Lateins — gelangt.

Daß die Verhaftung eine ungeschickte Handlung war, daß sie gegen die Reichsverfassung verstößt — das wurde von der Kommission mit sehr großer Mehrheit anerkannt. Und die Verletzung der Reichsverfassung ist doch eine strafbare Handlung? Ganz gewiß. Das wird auch gar nicht bestritten. Aber — demonstriert da Papa Windhoest — es ist kein Organ da, um die strafbaren Beamten zu bestrafen, der Reichstag hat keine Machtmittel zu seiner Verfügung. Und weil der Reichstag nicht die Macht hat, zu strafen, muß der sozialdemokratische Antrag zur Bestrafung der Schuldigen abgelehnt werden, und habe der Reichstag sich einfach darauf zu beschränken, sein Recht durch eine Resolution zu wahren.

Und so geschah es in der Kommission.

Eine papierne Resolution die Antwort des Reichstags auf einen Faup (Schlag) des Reichstags! Denn der Reichstag wird unwillkürlich die Anträge der Geschäftsordnungs-Kommission annehmen.

Eine klägliche Bankrott-Erklärung des Parlamentarismus läßt sich nicht denken und — können wir ihm nicht wünschen.

Der Reichstag machte in den letzten Tagen wieder viel von sozialer Frage. Erst empfahl Herr Kardorff die Doppelwährung als Universalmittel zur Heilung aller sozialen Schäden, dann tütete Herr Kermann in das Nachwächterhorn der Justiz. Und nachdem die sozialen Kurpfuscher zwei Schlangen hindurch das Wort gehabt — gegen den Kermann hielt Genosse Hartmann sein Jungferrede — kam am Mittwoch das Arbeiter-Schutzgesetz der sozialdemokratischen Fraktion zur Verhandlung. Die gegnerischen Parteien hatten sich dahin geeinigt, uns möglichst Konologe reden zu lassen. Außer Grillenderger und Bedel, vor denen der Erstere den Entwurf in anderthalbstündiger Rede begründete und letzterer das Schlußwort hatte, sprach nur der konservative und christlich-sozial-moderne Staatsanwalt Hartmann, welcher die Verwerfung unseres Entwurfs an die Kommission über die Hertling'schen Anträge beantragte, was auch angenommen wurde.

„Das Schweigen der Köhler ist die Lehre der Köhner“, lautet ein bekanntes Wort.

Mit einer kleinen Modifikation können wir sagen: Das Schweigen des Reichstags ist die Lehre des Volkes.

Der Reichstag kann nicht mehr, wie das früher anging, eine Debatte über die soziale Frage verhindern, indem er die Sozialdemokraten nicht zu Worte kommen läßt; in dieser Beziehung hilft er sich durch ein Verschweigen des Stillstehens — coonspiration of silence.

Ueber soziale Kurpfuscheri kann der Reichstag dreitägige Debatten führen — über wirkliche Sozialreform ist ihm eine Sitzung zu viel!*)

Das ständische Vorgehen der Reichstagsmajorität bei Behandlung des sozialdemokratischen Arbeiterschutzgesetzes ist selbst der durch und durch bourgeoisischen und monarchistischen „Vossischen Zeitung“ zu arg gewesen. Sie nennt es „wenig loyal“ u. s. w.

Nun, wir kennen Ausdrücke, die weit passender wären, indem wir wollen sie ungehört lassen, — nicht um der „parlamentarischen“ Form willen, auf die wir von jeher „gepfiffen“ haben, sondern weil uns das Vorgehen der Majorität so natürlich erscheint, daß wir uns darüber nicht aufregen können. Bleib erstickt, und zu ärgern oder gar zu entrüsten, freuen wir uns eher, weil unsere Gegner ihr wahres Wesen so gründlich verrathen und die Heuchlermaske so ungeschickt haben fallen lassen.

Bei Dupenden von Gelegenheiten: bei Besprechung des Antrages Hertling, in der Belagerungszustandsdebatte u. s. w., war es von den Gegnern der Sozialdemokratie als ein außerordentlicher „Fortschritt“ bezeichnet worden, daß sich die Sozialdemokraten durch Ausarbeitung eines umfassenden Arbeiterschutzgesetzes an der gesetzgeberischen Lösung der sozialen Frage beteiligten. Daß diese Art der Beteiligung schon so alt war, wie überhaupt die Tätigkeit der Sozialdemokratie in dem Reichstag, das hinderte die Herren nicht, ihre Entbedung der „neuen Bahnen“, die wir plötzlich sollten eingeschlagen haben, in die Welt zu poejanen.

Es gibt gewisse Lügen, die einfach nicht todzuschlagen sind, und die auf ihren sprichwörtlich „kurzen Beinen“ bis zum St.immerleinstag der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung herantausen werden. Und zu diesen unsterblichen Lügen gehört die, daß unser neuestes Arbeiterschutzgesetz die „erste gesetzgeberische Leistung der Sozialdemokratie“ sei. Hundertmal widerlegt, in der positionen, unwiderleglichen Weise von der Tribune des Reichstags, und in der Presse widerlegt, — durch die Thatsachen widerlegt, welche mit Händen zu greifen sind, müchert diese konventionelle Lüge lustig fort und ist nachgerade ein organisches Stück unserer konventionellen Lüge von Zeitgeschichte geworden.

Doch wie dem nun sei — genug, sämtliche gegnerische Parteien erklärten durch ihre Vertreter im Reichstag und durch den Mund ihrer Presse sich höchlich erfreut über das sozialdemokratische Arbeiterschutzgesetz, erklärten sich mit vielen Höflichkeiten desselben einverstanden, versprachen dem Entwurf die freundschaftlichste Behandlung mit wärmsten Verlangen. Es versteht sich von selbst, daß Keiner der Anstigen diese Liebesdemonstrationen für ernst nahm. Inebz konnte der Eine oder Andere doch glauben, daß das gleiche Interesse, welches unsere Gegner zur Anlegung der sozialreformatorischen Heuchlermaske bestimmt hatte, sie auch dazu bestimmen würde, die Maske höchst vor dem Gesicht zu behalten.

Es kam anders, und es ist gut, daß es anders gekommen ist. Illusionen sind gefährlich im Parteikampf. Der Weg zu politischen Niederlagen ist mit Illusionen gepflastert, wie der Weg zur Höhe mit kalten Felsblöcken. Die Trümmer zerstreuter Illusionen pflastern aber den Weg zum Sieg. Im Moment, wo das Volk seine Illusionen verloren hat und seine Feinde kennt, hat es gefiegt.

Und das Benehmen der Reichstagsmajorität gegenüber dem sozialdemokratischen Arbeiterschutzgesetz hat auf das Klatschen bewiesen, daß die bestehenden Klassen die Sozialreform nicht wollen.

Wir müchten es längt, sehr weiß es Jeder, der es noch nicht gewußt.

Und das ist gut.

Die Dampfersubvention ist Donnerstag, den 12. d. M., in zweiter Lesung vor den Reichstag gekommen. Die bekannten, seitens der sozialdemokratischen Fraktion gestellten Anträge wurden von Dieß und Hagenlöver begründet und deren Annahme als *con alio sine qua non* bezeichnet.

Natürlich wurde der zuerst zur Verhandlung kommende Antrag auf Einstellung neuer und unter gleichen Bedingungen und bei gleicher Leistungsfähigkeit auf deutschen Werften zu erbauenden Schiffe von der Majorität abgelehnt, so daß sofort jeder Zweifel bezüglich der Schlußbestimmung der Fraktion beseitigt wurde, was nur erwünscht sein konnte.

Das das Schicksal der Regierungsvorlage anbelangt, so läßt es sich im Moment, wo wir dies schreiben, noch nicht absehen. Was kann es übrigens auch gleichgültig sein.

„Moderne Jugend.“ Was mich ermuntert, das sind die Zeichen an unserer heranwachsenden Generation — verstandene Bismarck am 14. März unter dem Beifall der Rechten im Reichstag; und in der That, die Herren haben Recht: die „heranwachsende Generation“ der bestehenden Klassen, und diese, die „findende Jugend“, ist gemeint, zeigt sich in jeder Beziehung auf der Höhe der Zivilität und Gemeinheit. Und das ist nicht nur in Deutschland so, wo diese Jugend unter dem

*) Gleich nach der Rede Hartmann's wurde der Schluß angenommen.

Reichen des Nationalismus erzeugt worden ist — das sehen wir überall, wo die gesellschaftliche Entwicklung sich so weit zugeführt hat, daß das Bürgerthum nichts Wesentliches mehr zu erkämpfen, dagegen Alles nach links hin zu verdrängen hat. Nur gebührt der deutschen Jugend der Ruhm, in Punkt Kohheit oben zu stehen. Der „ideale“ deutsche Student jubelt nicht nur den antisemitischen Geheizen eines Stöcker zu — natürlich keineswegs aus Brodbrot gegen den jüdischen Studenten — er ist überall zu haben, wo es gilt, das Privilegium gegen die Gerechtigkeit, die Gewalt gegen das Recht zu vertreten.

Da liegt vor uns ein Blatt, betitelt „Kliniker Vier-Feitung, Zürich 28. Februar 1883“, und bestimmt, den Frühjahrs-Kommerz der die Kliniken besuchenden Studenten der Universität Zürich zu verherrlichen. Wir müssen gestehen, daß uns selten ein „Witzblatt“ vor die Augen gekommen ist, das so witzlos ist als dieses — der ganze Inhalt besteht von einigen Karikaturen abgesehen, aus Zoten und Gemeinheiten. Wir sind keine Splitterrichter und würden über die Ersteren, die ja Riesen neben näher liegen als dem Redigenten, kein Wort verlieren, wenn nicht auch aus den Zoten — ein Gebiet, auf dem ja selbst der Dummste noch witzig zu sein pflegt — uns eine Bestimmung entgegenträte, die an Wiedertraut nichts zu wünschen übrig läßt.

Der ganze Witz, oder vielmehr das, was Witz sein soll, des Witzblätters richtet sich gegen die Studentinnen der Medizin an der Universität Zürich, und zwar in so brutal-keglerischer Weise, daß nur ein Wort dafür an die Waage ist: bäh! Wir begreifen es ja, daß den Herren Studenten die Konfession von Seiten der Frauen sehr zuwider ist, aber es gehört zu außergewöhnlichen Mängeln an Takt und ein ungewöhnlich hoher Grad von Dummheit dazu, in so persönlich-geheißener Weise die Frauen zu beschimpfen, welche das Monopol der Männer auf Ausübung des ärztlichen Berufes anzutreten wagen. Unser Blatt ist leider für Redakteur und nicht für „gebildete Leute“ geschrieben, wir verzichten daher darauf, Proben der Unhöflichkeit abzurufen, in welchen sich der Aergers der Herren Kliniker Luft macht, als Charakteristika für den Geist derselben führen wir nur an, daß sie es sogar nicht verschmähen, die Studentinnen nach Art beschränkter Spießbürger als Bier trinkende und Cigaretten rauchende Kochmädchen darzustellen, d. h. der offenkundigen Wahrheit direkt in's Gesicht zu schlagen, gleichgültig aber als besonderen Gegenstand ihrer witzigen Spottereien eine Dame zu wählen, deren Bedrohen eben darin besteht, den Herren Kollegen nicht jung und schön genug zu sein. Und noch all diesen Künsten fehlt zum Schluß nicht die übliche Wiederholung: „Verloren gegangen: das ewig Weibliche im Anatomieaal“.

Wie das ewig Weibliche, ihr Herren? Aber wo ist denn die Eigenschaft geblieben, welche als das Korrelat des „ewig Weiblichen“ zu gelten pflegt: männlicher Ernst und Anstand? Habt Ihr das Recht, vom „ewig Weiblichen“ zu reden, die Ihr die Körperlichkeit so gesellschaftlich kultiviert? Was versteht Ihr überhaupt unter dem „ewig Weiblichen“? Das weibliche Jungesüß? O nein! Die Unwissenheit, die Unkenntnis der Frauen dem Mann gegenüber. Der große Dichter aber, dem Ihr das Wort entlehnt, hat Euch in den „Gefährnissen einer schönen Seele“ gezeigt, daß wissenschaftliches Studium selbst der Anatomie die ewig Weiblichkeit keineswegs ausschließt.

Das „ewig Weibliche“ verloren! Aber wenn das junge Mädchen heute das ihr anerzogene Schamgefühl überwinden und sich einem männlichen Arzte anvertrauen muß — wo bleibt denn da das von Euch gepriesene „ewig Weibliche“? Und ist es Euch ganz unbekannt, daß heute Tausende von Mädchen und Frauen langsam hinsterben, weil sie um Abertausende von Mädchen und Frauen langsam hinsterben, weil sie gerade in Eurem Sinne weiblich-schamhaft denken? Wäre es Euch um diese „ewig Weiblichkeit“ ernst, Ihr müßtet mit Feuerzettel für die weiblichen Redigenten eintreten, aber sie ist in Eurem Munde nur hohle Phrase, nur elende Deuschel.

Das ist ein Beispiel unter vielen, und obendrein aus einer Fakultät, deren Angehörige noch die fortgeschrittensten Elemente der Studentenschaft unter sich zählen; wie es in den andern Fakultäten, insbesondere der juristischen und theologischen, steht, kann man sich nach dieser Probe leicht vorstellen.

Ja, die heranwachsende Generation ist mit wenigen Ausnahmen stockkonservativ, servil nach oben und brutal nach unten — aber das trifft nur die Jugend der besitzenden Klassen. Neben ihr gibt es jedoch zum Glück noch eine heranwachsende Generation: die Jugend unserer Arbeiter, und die, Ihr Bismard, Stöcker und Konforten, ist aus andern Dingen geformt, an der werdet Ihr noch Randherbe erleben, wenn auch nicht grade Dinge, die Euch Freude verursachen werden.

— Ehre, dem Ehre gebührt. Unter obigem Urtheil über die heutige akademische Jugend scheint auf die belgischen Studenten keine Anwendung zu finden, was wir — der Wahrheit die Ehre! — hier gern konstatieren. Wir lesen nämlich in verschiedenen Tagesblättern folgende Notiz: „Die Behörden der staatlichen Universitäten Belgiens hatten vor drei Jahren beschlossen, Studentinnen zum Universitätsstudium zuzulassen. Die jetzt überreichten Berichte belegen, daß „die Zulassung der jungen Mädchen zu keiner Klage irgend einer Art Veranlassung gegeben, daß es die Studierenden für ihre Ehrenpflicht gehalten haben, ihnen Achtung und Entgegenkommen zu bewahren, so daß man selbst von diesem Gesichtspunkte aus sich zu dieser Keuerung beglückwünschen kann.“ An der künftigen Universität studiren 19 Studentinnen, die sich meist nach naturwissenschaftlichen und der Pharmacie widmen; an der künftigen Universität 5 Studentinnen, von denen zwei Pharmacie und drei Naturwissenschaften studiren, eine hat das Examen trefflich bestanden. Auch an der Brüsseler Universität befinden sich einige Studentinnen, von denen je eine das medizinische, das philosophische und wissenschaftliche Examen „mit Auszeichnung“ bestanden haben.“ Freilich hat Belgien keinen „glorreichen“ Krieg hinter sich.

— Immer vorwärts! Zwei gute Bahnanträge können wir heute melden. In Mainz haben am 12. dieses unsere Genossen bei der Wahl zum hessischen Landtag einen glänzenden Sieg über die Ultramontanen und Nationalliberalen davon getragen. Von 622 Stimmen bei der Hauptwahl sind unsere Stimmen auf 1242 gestiegen. Somit werden zum ersten Male zwei Sozialdemokraten, die Genossen B. S. und L. H., Eingang in den hessischen Landtag halten.

arrondierung in Schönhausen. Otto ist's zufrieden, sagt man — und wir glauben's.)

— m. Kameele schlucken und Rücken zeigen — das ist die Maxime unserer herrschenden Moral auf politischem und auf andern Gebieten. Wahlfreiheit! Unerbittliches Vorgehen gegen jeden Versuch zur Fälschung des Volkswillens! Das ist urplötzlich das Stichwort königlich preussischer Staatsanwälte geworden. Natürlich, wenn königlich preussische Staatsanwälte oder Landräthe (auch Regierungsräthe, Minister und Kanzler) für irgend ein demokratisches Prinzip eintreten, dann weiß jeder nicht ganz auf den Kopf Gestaltene sofort, daß dieser Liberalismus oder Demokratismus „den Schalk hinter ihm“ hat, wie weitland das Interim.

Und so hat es auch mit dem jetzigen Feldzug gegen die „Verfälscher des Volkswillens“ seine eigene Bewandnis. Das ein Landrath in seinem Kreise herumzieht, den Leuten Wege und Eisenbahnen verspricht, falls sie „gut“ wählen, ihnen die schlimmsten Dinge androht, falls sie „schlecht“ — d. h. oppositionell — wählen, das ist kein Eingriff in die Wahlfreiheit, keine Verfälschung des Volkswillens. Das ist väterliche Belehrung, freundliche Fürsorge, oder wie sonst die patriarchalischen Ausdrücke sonst lauten mögen.

Wenn die Bevölkerung ganzer Landstriche wie ein Trupp Soldaten an die Bahnrinne „kommandirt“, wie eine Schafherde vom gutsherrlichen oder landräthlichen Leithammel an die Bahnrinne geführt wird, wobei jeder souveräne Wähler den vom Landrath oder Gutsherr ihm mit väterlicher Liebe gesendeten Stimmzettel „in der hoch erhabenen Hand“ zu tragen hat, damit unterwegs keine böspäthige Vermischung vor sich gehen kann, so ist das ganz in der Ordnung, eine nicht bios versöhnliche, sondern durchaus berechtigte, ja pflichtgemäße Ausübung der volkreuchlichen Autorität.

Wenn aber ein paar Dutzend „Ausländer“, die Jahrzehnte lang in Deutschland gelebt und, weil sie die deutsche Gemeindegerechtigkeit ungenirt ausüben, sich in den Glauben hineingedacht haben, sie könnten bei einer deutschen Reichstagswahl mitwählen, und wenn sie — dies gehört wesentlich dazu — dann den Preis begehren, für einen Fortschrittler oder Sozialdemokraten zu stimmen, so ist das eine „Fälschung des Volkswillens“, und die Unzulässigkeit werden vom Staatsanwalt in Anklagezustand versetzt — wie das soeben in Danzig geschehen ist.

Eine größere Farce ist nie aufgeführt worden! Die armen Teufel von Nichtwählern, denen jetzt der Prozeß gemacht wird, sind Verbrecher geworden und wissen selber nicht, wie. Sie haben sich nicht auf die Wählerlisten setzen lassen — sie sind ohne ihr Zutun darauf gesetzt worden. Man weiß ja, wie die Wählerlisten angefertigt werden. Reist sind es die Hauswirthe, von denen das Geschäft befragt wird: in die ihnen zugeordneten Listen tragen sie die Namen der Wähler ein, von welchen sie annehmen, daß sie Wähler seien — das ist die gewöhnliche Prozedur. Da laufen denn mancherlei Fehler mitunter — allerdings Begehungen und massenhafteste Unterlassungsünden, die in der Mehrzahl der Fälle den Betroffenen unbekannt bleiben. Und so war es auch hier.

Von den angeklagten Danziger „Wahlfälschern“ wußten die meisten bis zum Tag der Wahl gar nicht, daß sie auf der Wählerliste standen, sie erfuhr dies erst, als sie vom fortschrittlichen Wahlkomitee, das die Namen in der Liste ans, geholt wurden; und jedenfalls hat keiner von ihnen eine Ahnung von dem Verbrechen gehabt, wegen dessen er nun in Anklagezustand versetzt ist.

Der Staatsanwalt aber ist ein Ehrenmann, der für die Wahlfreiheit schwärmt und am Tage des Gerichts, im Namen der politischen Moral und der Volkssouveränität, ohne in augenwärtigen Dingen auszubreden, vor Gericht wider die verurtheilten „Wahlfälscher“ losdonnern wird, die so unmoralisch gewesen sind, einem Oppositionsmann ihre Stimme zu geben.

Ja, wenn es für Bill Bismard oder einen anderen der Sorte gewesen wäre, dann war es „etwas anders“.

D diese Spazköpfe von Staatsanwälten!
Und diese spazige Staatsmoral!

— Ein patriotischer Revoltant. Der im Reichstag von Bebel zur Sprache gebrachte Fall Epner in Landeshut in Schlesien hat uns folgende Aufzählung eingebracht: „Köln a. Rh. Es besteht hier in Köln ein Militärleistungsgeschäft Karstadt & Zehwaldt, das dem Kommerzienrath Rud. Epner in Landeshut in Schlesien gehört, in Berlin besteht ein solches unter der Firma G. Epner senior, das demselben Herrn früher gehört haben soll, heute aber noch alle Reinenwaren von ihm bezieht. Nun stellt sich zwischen diesen beiden Geschäften folgendes auffällige Faktum heraus: Handelt es sich um Lieferungen für die Garde und einige andere Regimenter hier, dann ist G. Epner senior immer der preiswürdigste Bewerber, und haben Karstadt & Zehwaldt immer hohe Preise und geringe Proben eingereicht. Handelt es sich dagegen um Lieferungen für andere Regimenter, z. B. um das 56. oder 58. Infanterieregiment, die 8. Infanterieregiment, dann hat G. Epner sen. die hohen Preise und geringwertigen Proben und Karstadt & Zehwaldt sind die richtigen Leute. Wie immer also das Geschäft ausfällt, Kommerzienrath Rud. Epner hat in letzter Instanz die Verantwortung der Bestellung auf alle Fälle. Das heißt man den Hummel verstehen und ein Geschäftigen machen.“ Herr Rud. Epner schadet dann keine armen Weber bis auf Blut, besteht und betragt sie gleich dem schimmlichen Gauner, zählt aber im Uebrigen fortgesetzt zu den guten Patrioten und frommen Leuten, die mit ihrem Patriotismus und ihrem Egoismus überall glänzen!

Da wir bisher den Fall Epner noch nicht erwähnt, so sei hier nur kurz nachgetragen, daß genannter Webermann im Oktober vorigen Jahres anordnen ließ, in seiner in Landeshut in Schlesien belegenen Tuchfabrik die Ketten 6, 7 und 8 Meter länger zu schneeren, ohne den Arbeitern hiervon Mitteilung zu machen, welche vielmehr die längeren Ketten zu dem alten Lohn anfertigen sollten. Natürlich merkten die Arbeiter den Schwindel bald, hatten aber anfangs nicht den Muth, sich dagegen aufzulehnen. Erst als sie die Schädigung, welche sie durch diesen insamen Betrug erlitten, in ihrer vollen Tragweite erkannten, wendeten sie sich beschwerdeführend an den Herrn Kommerzienrath, erhielten aber die Antwort, sie sollten durch eine Deputation ihre Demüthigung vorbringen. Sie wählten vier Mann, dieselben gingen zum Herrn Kommerzienrath, stellten ihm die Verhältnisse dar und — wurden als Rädelsführer entlassen! Das war den Arbeitern doch zu dumm, sie stellten ihre Arbeit ein, und da auch die öffentliche Meinung für sie Partei ergriß, mußte Herr Epner nach etlichen oberflächlichen Ausflüchten — als Sündenbock wurde ein Wagnhalter entlassen! — klein beigeben.

Bebel hob in obenwähnter Sitzung hervor, daß Herr Epner Militärleistungler sei, und verlangte, daß die Militärleistung bei Vergebung ihrer Arbeiten sich mehr darum kümmern, daß solche Betrüger nicht bevorzugt werden, anstatt nach der Gesinnung der Arbeiter der betreffenden Unternehmer zu schnüffeln.

monstrationen unter entsprechender erster Ermahnung und Warnung auf die Gefährdung direkt hinzuweisen. Etwas anderes habe er nicht gethan, und er habe sich dabei von den besten Absichten leiten lassen. Er sei sich niemals etwas Unrechtes bewußt gewesen; oder glaube man, daß er seine geachtete Stellung, sein Familienglied, das Wohl seiner Kinder so leichtfertig geopfert hätte, wenn er nur hätte ahnen können, daß das, was er in bester Absicht gethan, ihn mit dem Gezej in Konflikt bringen könne? Diese Theorie des Angeklagten fand in dem Gutachten eines Sachverständigen in der Schweiz, Schiebel, eine direkte Bestätigung und Unterstützung. Die übrigen Sachverständigen verworfen die Theorie des Angeklagten als unsittlich und als eine der christlichen Moral Hoheit sprechende. Die königliche Staatsanwaltschaft beantragte eine fünfjährige Zuchthausstrafe. Das Urtheil erkannte Richter in fünf Fällen schuldig und lautete, wie schon gemeldet, unter Annahme mildernder Umstände, auf 1 1/2 Jahre Gefängnis.

Also um seine Zöglinge vor der Gefahr der Unsittlichkeit zu schützen, unternimmt ein gebildeter Mann Handlungen, mit ihnen, welche das Schamgefühl ertöden müssen, und die Reuzierde, um nicht mehr zu sagen, erst reizen. Es wird einem wirklich schwer, an die Möglichkeit einer solch wahnsinnigen Auffassung von Moral zu glauben, und doch findet sich ein „Sachverständiger“, der sie unterstützt, und die Richter bewilligen denn auch dem Angeklagten „mildernde Umstände“. Ist keinem der Herren eingefallen, daß wenn es dem Richter wirklich ernst war um die Bewahrung der Unschuld seiner Zöglinge, sich dann wohl eine Frau in der Anstalt gefunden hätte, die diesen Jüngel des Unterrichts leiten konnte. Aber was soll man sich über solche Dinge noch wundern, in einer Gesellschaft, welche in Bezug auf die geschlechtlichen Verhältnisse die lächerlichsten Inkonsequenzen als Regel statuiert; wo man Frauen und Töchter männlichen Kerzern anvertraut, und doch die Schamhaftigkeit als die höchste weibliche Tugend preist! Da ist der Fall Richter schließlich auch nur eine „irrhümliche Auffassung“ — denn „ist es auch Wahnsinn, hat es doch Methode!“

— Die Unverschämtheit, mit der Bismard jetzt in fast jeder Sitzung des Reichstags seinen eigenen Ruhm in die Welt hinausposaunt, übersteigt nachgerade Alles, was auf dem Gebiete der Selbstbeweihräuderung bisher geleistet worden ist, ist aber angeht die Höhe des ersten April nur zu geistlich. Trotz aller Agitation scheint das deutsche Volk keineswegs sehr dazu geneigt zu sein, die Bismardfeier als ein Nationalfest ersten Ranges zu betrachten, und da führt ihn denn der Heiß deselben in höchst eigener Person vor Augen, was für ein läppisches, undankbares Volk es sein würde, wenn es ihm, dem großen Kanzler, nicht eine Ovation bereite, wie sie die Welt vorher nicht gesehen. Dabei kommt es ihm aber auf eine Handvoll saftgrober Unwahrheiten nicht an. So behauptete er am 14. März feischweg, er habe zwar die Verhandlungen mit England glänzend geführt, aber er würde ein noch viel glänzenderes Resultat erzielt haben, wenn ihm Eugen Richter durch eine Rede, in der er auf die verdammtschändlichen Beziehungen zwischen der englischen und deutschen Dynastie hingewiesen, die Verhandlungen nicht erschwert hätte. Darauf mußte er sich folgende Antwort von dem Bismard der Fortschrittspartei gefallen lassen:

„Die Behauptung des Reichskanzlers ist vollkommen aus der Luft gegriffen, daß meine Rede bei der Position „Konjunkt April“ förend in die Verhandlungen mit England eingegriffen habe. Als ich diese Rede hielt, die übrigens vom Reichskanzler vollkommen falsch aufgefaßt worden ist — denn ich wies ja die provokatorischen Bemerkungen des Abgeordneten Kalle gegen England energisch zurück — war die Vereinbarung mit England ja bereits perfekt. Ferner ist eine weitere Behauptung des Fürsten Reichskanzlers ebenfalls aus der Luft gegriffen. Ich soll nämlich aus dem stenographischen Bericht über jene meine Rede das Wort „dynamisch“ geirriden haben. Das Wort „dynamisch“ befindet sich in genau demselben Zusammenhang, in dem ich es damals gesprochen, im stenographischen Bericht. (S. 1578. Red. d. S. D.) Es zeigt das, wie wenig man den Behauptungen des Reichskanzlers Glauben beimesen darf, selbst wenn sie mit der allergrößten Bestimmtheit ausgeprochen werden.“

Das ist so deutlich gesprochen, wie man es nur wünschen kann. Aber trotzdem bleibt Bismard der große Staatsmann, der auf alle Kunst der alten Diplomatie verzichtet und amtlich noch nie gelogen hat! Wer's nicht glaubt, zahlt drei Mark zum Otopfenning.

— Aus dem Soldatenleben im Frieden. In der Reichstagsitzung vom 5. März brachte Bebel auch die seiner Zeit von uns berichtete Kasse der Treidjagd-Affäre zur Sprache, und polemisierte namentlich scharf gegen die angeblich auf Freiwilligkeit beruhende, thatsächlich aber vielfach durch moralischen Druck erzwungene Verwendung von Soldaten als Treiber oder überhaupt zu außerordentlichen Hilfsleistungen für ihre Vorgesetzten. Natürlich erhielt er zur Karstadt, daß die Soldaten alle solche Arbeiten sehr gerne thun, und daß das Verhältnis zwischen den Offizieren und der Mannschaft ein so liebenswürdiges sei, daß man es gar nicht besser wünschen könne — ein wahres J. D. H. Neben dem Kriegsminister Bronart v. Scheffendorf und dem Parlamentarier Köster hielt sich auch Herr Windthorst für verpflichtet, Genosse Bebel entgegenzutreten. Nach ihm gibt es kein schöneres Vergnügen, als Treiber zu spielen, er selbst habe von seinem achten Jahre an als Treiber auf der Jagd mitgeholfen und erinnere sich noch heute mit Vergnügen daran; und wenn die Soldaten die Hausmechte der Offiziers- und Unteroffiziersfrauen spielen müssen, so ist das für Herrn Windthorst „Erziehung von der Seite des Gemüthslebens“.

Hier zeigt der Führer des Zentrums wieder einmal so recht den reaktionären Bourgeois. Es kommt ihm gar nicht in den Sinn, daß was ihm als Jungen Vergnügen gemacht hat, deshalb noch keineswegs jedem erwachsenen Menschen Vergnügen machen muß, zumal wenn derselbe zu diesem Vergnügen indirekt kommen muß. Tausen ist auch ein Vergnügen für viele Leute — aber nur so lange, als sie nicht auf Kommando tanzen. Mit der Argumentation des Herrn Windthorst sind aber gewöhnlich unsere Bourgeois bei der Hand, wenn es gilt, irgendwelche Ausbeuterpraktiken zu beschönigen. Auch hinsichtlich ist aber die Redensart von der Erziehung des „Gemüths“. Wer diese dem Soldaten gönnt, der mag dafür sorgen, daß derselbe so bald wie möglich der Kamille, dem „J. D. H.“ zurückgegeben werde; durch die Thätigkeit als Offiziersburche u. wird beim Soldat meist ganz etwas anderes ertragen als die Gemüthsseite. Uebrigens hört in solchen Dingen, wo es sich um eine Frage des Abhängigkeitsverhältnisses handelt, für uns die Gemüthslichkeit auf. Auch zwischen dem Sklavenhalter und seinen Sklaven herrschte oft ein viel gemüthlicheres Verhältnis als zwischen dem heutigen Kapitalisten und seinen Arbeitern, aber trotzdem sah allerdings Windthorst finden, dieses „gemüthliche“ Verhältnis zu preisen und zu befehlen, hat die Sklaverei doch weichen müssen, und an Stelle des Gemüths tritt das Gezej, das dem Unternehmer vor bietet, seine Arbeiter in aller Gemüthsruhe bis auf's Blut zu schinden. So soll es wenigstens sein und so wird es sein, beim J. D. H. und beim Militär — bis die Kapitalistenherrlichkeit überhaupt ein Ende hat, und mit ihr der heilige Militarismus.

— „Macedonische Gräuelt.“ so betitelt sich ein Artikel des Herrn Emile de Laveleye, der kürzlich in verschiedenen Blättern erschien und die ganze Christenheit aufrisch, den bedrängten Brüdern in Macedonien beizustehen — mit andern Worten, dem Czaren zu erlauben, die „Befreiung“ des Balkans fortzusetzen. In der Pariser „Question sociale“ wird dieser Schmerzschrei von P. Argyriades folgenlos abgeferligt.

„Während sich die Völker demagen, eine Verständigung anzubahnen, und die Kaufereien zu vermeiden, die ihren mörderischen Hab verewigen und nur ihren gemeinsamen Unterbrüdern nützen, unterhalten die an dem „Thronen, um zu herrschen“ interessierten Regierungskräfte prokonsularische, die den Auftrag haben, den brüdermörderischen Hab derselben befähigt zu schüren. Und das geschieht zur Zeit in Macedonien. Im gleichen Moment, wo die einsichtigen Männer der verschiedenen Nationalitäten der Balkanhalbinsel der Bildung einer Konföderation aller der kleinen Staaten das Wort geben, die einst das ottomanische Reich bildeten, hat sich ein Bourgeoislehrer — ein Defonome, wenn's beliebt! — gefunden, um sich in den Dienst Russlands oder Oesterreichs zu stellen, von denen das Eine auf Konstantinopel, das Andere auf Saloniki sein Auge geworfen, und die nur nach einem Borwand suchen, um einzuschreiten. Dieser Defonome, nicht zufrieden damit, Anstreichen zwischen Griechen und Bulgaren zu läsen, geht letztere fortgesetzt gegen Erstere auf, und die Folgen sind blutige Ju-

ammenstöße zur großen Freude Russlands.*) Uebrigens ist es nicht das erste Mal, daß der traurige Patron, der auf den Namen Emile de Laveleye hört, und das Schauspiel seiner Unfähigkeit gibt, erst jüngst hat sein Weibwasserzölianismus die belgische Universitätsjugend getäuscht, die ihn zum internationalen Studentenkongreß eingeladen hatte. Seine Antwort an die Organisations des Kongresses war ebenso jäh als unverschämmt. Er sagte ihnen beinahe wörtlich, daß wenn er auch in der Theorie Sozialist sei, er es doch in der Praxis lukrativer finde, auf Seiten des Stieles (d. h. der Kuchhaber) zu stehen.

Herr de Laveleye hat diese Lektion reichlich verdient. Seitdem er sich durch sein Buch über das „Unglücksgesetz“ einen Namen gemacht, hat er diesen Namen dadurch zu verwerthen gesucht, daß er von Jahr zu Jahr diese Bücher zusammenstellte, denn von Schreiben kam da keine Rede sein, und unter hochklingendem Titel auf den Markt warf. Daß sein Schmerzkrampf zu Gunsten der unterdrückten macedonischen Bulgaren bestellte Arbeit ist, unterliegt kaum einem Zweifel. Wenn Herr de Laveleye so weichen Gemüthes ist, so kann er die Gräueltat Skandalöser Unterdrückung viel näher haben als in Macedonien!

— Vom Schicksal der Arbeiter klagen sich seit einiger Zeit die Unglücksbörsen in erschreckender Weise. Die erschütterndste derselben ist die Nachricht von der Grubenkatastrophe zu Karwin in Böhmen, bei der 104 — nach anderen Berichten 123 Arbeiter ihr Leben einbüßten. Ob hier nur ein „Unglück“, wie die Blätter es nennen, vorliegt, oder nicht wiederum ein Verbrechen an den Arbeitern, vermögen wir nach den vorliegenden Berichten nicht zu entscheiden, versprechen uns auch in dieser Beziehung wenig von der angeordneten Untersuchung. Unglück und „Unglück“ ist eben zweierlei. Das aber ist unsere feste Ueberzeugung, daß wenn die Besitzer, Verwaltungsräte, Direktoren u. von Bergwerken gesetzlich dazu angehalten würden, wenigstens durch ein Mitglied stets während der Arbeit in den Gruben vertreten zu sein, dann diese „Unglücksfälle“ sich mindestens um die Hälfte vermindern würden.

— Ueber die aus Paris gemeldeten Massenausweisungen deutscher Sozialisten fehlt uns bis zur Stunde noch jede genauere Mitteilung. Es scheint, daß die Blätter in dieser Beziehung viel gekümmert haben. Bisher ist nur ein ausgewiesener Deutscher namhaft gemacht: der Schreiner Ostermann. Außer ihm sind noch mehrere Jünger und ein polnischer Sozialist, Besedowski, aus Frankreich ausgewiesen worden. Die Jünger scheinen ihre Ausweisung der genialen Korrespondenz an den „Figaro“ über den Berchmückerkongreß in Paris zu verdanken; worauf die beiden andern Ausweisungen zurückzuführen sind, wissen die Götter.

— Aus Rußland geht uns die Nummer einer Zeitung zu, die den Titel: „Der Arbeiter, Zeitung der Partei der russischen Sozialisten“ führt. Das Blatt ist in einem geheimen Druckerey hergestellt und recht gut ausgestattet. Aus dem Inhalt verzeichnen wir nur folgende Artikel: Was fehlt dem Arbeiter? — Die Arbeiter und die Regierung. — Die letzten Arbeiterunruhen bei Moskau. — Das Programm der Partei.

*) Nach einer Konstantinopeler Korrespondenz der „Frankfurter Zig.“ d. d. 4. März hat die von Major Trotter im Auftrage der englischen Regierung angestellte Untersuchung ergeben, daß „die an mehreren Orten gegen Bulgaren verübten Ausschreitungen nachweislich von ihren eigenen Landsleuten verübt worden sind, und daß die von Herrn de Laveleye gemachten Angaben sich als übertrieben und in einigen Fällen als ganz unbegründet erweisen.“ Major Trotter, heißt es dann, konstatiert ferner, daß die gemeldeten Ausschreitungen der Briganten hauptsächlich von Albanesen im Distrikt Debrin verübt wurden, die niemals von der Türkei vollständig unterjocht worden sind, und sowohl türkische wie bulgarische Dörfer plündern. Der Bericht besagt ferner, daß die bulgarischen und rumelischen Behörden nicht denselben Beistand zur Unterdrückung des Räuberwesens leisteten, als die griechischen Beamten.

Was wird Herr de Laveleye jetzt vorbringen?

Korrespondenzen.

Reichenbach in Sachsen, 22. Wahlkreis. Wir wollen den kostbaren Raum unserer Parteipresse nicht durch lange Wahlschlachtberichte in Anspruch nehmen. Es sei blos konstatiert, daß wir mit Hilfe vieler Kräfte von Außen unsern Kreis wiedererlangten, den zu erhalten unsere heiligste Pflicht sein soll. Wir werden kein Mittel unversucht lassen, die alten Genossen im Schritt zu halten, und neue zu gewinnen. Wären die Verhältnisseverhältnisse nicht so traurig, so könnte allerdings agitatorisch mehr geschehen. Bei schlechtem Verdienst und schlechter Nahrung schwindet die Energie und Widerstandskraft, die unbedingt erforderlich ist, um erfolgreich für unsere Sache einzutreten. Die besten Genossen im Kreise haben sich durch jahrelange schwere Opfer sehr aufgezogen und müssen als verheimt meistentheils die schlechteste Arbeit verrichten. Der Sieg aber hat einen gewaltigen, erbebenden Eindruck auf die Proletariermassen ausgeübt, so daß wir für die Zukunft das Beste hoffen. Die Bourgeois sind etwas abgekühlt mit ihrem Papierfabrikant Reichhammer nach Hause geschickt worden, und haben nun Zeit darüber zu entscheiden, ob sie später wieder als nationalmiserable Prähdante oder in anderer Weise auftreten sollen. In fast allen Wahlversammlungen hatten diese Geis nichts Nützliches zu thun, als Kaiser und Reich hochleben zu lassen. Damit wollten sie die Arbeiter beschämen. Doch diese blieben bei solchem Geröhle stumm wie die Fische oder demonstrieren für ihren M. Kaiser. Die Bismarck-Komödie forciert auch hier, wird aber wie vielerorts nicht die besten Geschäfte machen.

Aus dem 6. sächsischen Wahlkreis. Die Wahlschlacht ist geschlagen; der Stodreaktionär vulgo Arbeiterfeind Ackermann hat noch einmal „gesiegt“. Aber wie ein trauriger Sieg! Wie ich in meinem neulichen Bericht voraussetzte, so ist es eingetroffen: der ganze Polizeiapparat, die ganze reaktionäre Bande — vom „Staatsminister“ bis herab zum gemeinen Polizeibüttel und Nachtwächter — mußte aufgebieten werden, die nichtwüthigsten Schurkerei zu begehen, um die „weiße Weste“ noch einmal nach Berlin zu schicken. Auf wie lange, das wird allerdings von der Wahlprüfungskommission des Reichstages abhängen, denn nicht weniger als ein Viertelhundert Wahlproteste liegen aus unserm Kreise gegen die Wahl Ackermann's vor. Ja, wir haben der Bande das Handwerk schwer gemacht, unser Beobachtungskorps hat, so weit es uns zur Verfügung stand, seine Schuldigkeit getan; und was den Ausfall der Wahl betrifft, so dürfen wir mit dem Resultate zufrieden sein, während sich die Partei Ackermann's bedenklich hinter den langen Ohren kratzt. Sie empfindet nur zu gut, daß sie diesmal vollständig von der Gnade der Herren „Deutsch-Freimüthigen“ abhängt, und in der That waren es diese, die den Herrn Ackermann in den Reichstag geschickt haben. Diese Ordnungsmänner konnten es nicht über sich gewinnen, im Ernst einen Kandidaten im 6. Wahlkreis aufzustellen, weil sich die Führer sagten, daß wenn sie ihren Bestehen von 1881 behielten, der Sozialdemokrat in Stichwahl mit Ackermann kommen mußte. Nachstehendes Exemplar mag dies zeigen. Bei der Reichstagswahl 1881 erhielt Ackermann (konservativ) 7307 Stimmen, Bollmar (sozialdemokratisch) 3789 Stimmen, und Oberlehrer Dr. Herrmann (fortschritt) 1807 Stimmen. Bei der Wahl 1884 erhielt Ackermann 9099, Genosse Horn 6214, und Professor Birchow 288 Stimmen. Professor Birchow wurde nämlich erst acht Tage vor der Wahl in's Feld geführt. Ursprünglich war an Stelle Dr. Herrmann's der Arzt Dr. Schumann aus Dresden von den „Deutsch-Freimüthigen“ proklamiert worden, was Herr Ackermann veranlaßte, zu erklären, er wolle auf die Kandidatur im 4. Wahlkreis verzichten. Zweifelsohne haben zwischen den „Freimüthigen“ und der konservativen Partei Verhandlungen in dieser Angelegenheit stattgefunden, denn „erst auf vieles Zureden“ ließ sich Herr Ackermann bewegen, nochmals die Kandidatur anzunehmen, — nämlich nachdem Dr. Schumann in Reichen-Großenhain aufgestellt worden war und die Kandidatur im sechsten Wahlkreise zurückgezogen hatte. Richtbefloweniger ließen die „Freimüthigen“ ein wahres Sündenregister

gegen die Konservativen los, welches sie aber erst zwei Tage vor der Wahl verbreiteten, und ungeachtet dessen sie für den Konservativen stimmten. Das läßt sich am einfachsten mit Zahlen beweisen; wenn man die Wahlergebnisse der einzelnen Orte von 1881 und 1884 vergleicht, so wird man finden, daß überall da, wo vor drei Jahren Dr. Herrmann eine ansehnliche Stimmenzahl erhielt, die Stimmen Ackermann's damals um so viel zurückgegangen waren, während bei der Wahl 1884 in diesen Orten Birchow nur einige Stimmen erhielt, die übrigen Stimmen dagegen Ackermann zufielen; im Allgemeinen aber die Stimmenzahl für Ackermann in allen Orten des Kreises zurückging. Sogar in Altenberg, Geising, Dippoldiswalde, Wildbrunn, den Hochburgen des Konservatismus, hat Ackermann bedeutend an Stimmen verloren, ein Zeichen, daß sein „Stern“ im Erlischen ist, während wir in allen diesen Orten einen bedeutenden Zuwachs erhielten.

Und wie kämpften unsere Konservativen! Der erste Akt bestand darin, daß das Wahlschlachtblatt unseres Kandidaten Horn — zwar nur theilweise — beschlagnahmt und nachträglich verboten wurde. Beschlagnahme wurde es vom Amtsrichter in Altenberg und die Verbreiter arrestit, weshalb es in jener Gegend nicht mehr verbreitet werden konnte. Besonders haben sich wieder die Beamten der königlichen und Bürger Berawerke des Plauen'schen Grundbesitzer hervorgehoben, „ihre Arbeiter“ zu beeinträchtigen. Auch die Gemeindevorstände, Bürgermeister und sonstige Polizeibüttel haben ihr Möglichstes geliefert, um den Sieg zu entreißen. Ein trauriger Sieg! Wenn der Reichstag die Wahl Ackermann's beanstandet, und es zu einer Neuwahl kommen sollte,*) dann ist die Niederlage Ackermann's gewiß, und sollten die „Freimüthigen“ mit Rann und Maus für ihn ins Zeug gehen. Denn nachdem die von den Konservativen so viel gepriesene „Sozialreform“ unseres Herrn und Meisters, des Westfälischen Otto Bismarck, ihre Wunder that — nämlich solche, daß dem armen Mann in Zukunft nichts anderes bleibt, als noch tiefer in die Tasche zu greifen, um den „Staat“ zu retten, der niemals sicher war, als die Stimmung für unsere Sache noch viel günstiger geworden, als sie vor der Wahl gewesen ist. Wir können also mit guter Hoffnung den nächsten Wahlen entgegengehen; wir werden aber auch nicht unterlassen, bis dahin das Feld gehörig zu bearbeiten und den Samen in guten Boden auszustreuen.

Als günstiges Zeichen für die zukünftigen Wahlen dürfen auch unsere Wahlen in die Vertretungskörper der Gemeinden gelten. Ueberall, wo wir nur mit Kandidaten offen hervortraten, hatten wir den Erfolg auf unserer Seite. Eine Ausnahme machen Plauen bei Dresden und Pötschappel. In Plauen traten die Genossen nicht rechtzeitig und nicht offen genug hervor; sie erzielten dennoch eine bedeutende Stimmenzahl, und nur wenige Stimmen fehlten, so hätten sie gesiegt. Hoffentlich sind sie dadurch belehrt worden, daß heute nur die Parole gelten darf: Mit offenem Bistri kämpfen! Doch in Pötschappel kein Sozialdemokrat in den Gemeinderath gewählt wurde, daran tragen einige „Genossen“ selbst Schuld. Das sind in erster Linie die Herren Adler und Naake. Herr Naake war in öffentlicher Versammlung mit großer Stimmenmehrheit als Kandidat proklamirt worden und nahm die Kandidatur an. Kurz vor dem Wahltage aber trat er zurück und stellte eigenmächtig einen gewissen Herrn Trudi auf, welcher Blätterfabrikant ist, und welcher der „deutsch-freimüthigen“ Partei angehört. Dieser Herr war unserm Kandidaten noch nach der Wahl zum Reichstag in öffentlicher Versammlung entgegengetreten und hatte die Adressantenlisten, namentlich die von ihm gegründete, vertheilt. Und dennoch diese Allianz! Diese wurde aber dadurch verübt, daß einige Genossen nach reiflicher im „Glückauf“ zu Pötschappel die Erklärung abgaben, daß sie mit der eigenmächtigen Handlung des Herrn Naake nicht einverstanden seien und deshalb Stimmhaltung empfahlen. Das Resultat war denn auch, daß der „Kompromiß-Kandidat“ geschlagen wurde, und zwar von einem Konservativen. Darüber sind nun zwar einige „Genossen“ oder wenigstens solche Leute, die sich als Genossen der sozialdemokratischen Arbeiterpartei ausgeben, in volle Erntegerathen, und erklären, daß sie keinen Pfennig mehr für die Partei geben wollen, und was der Lebenswürdigkeit mehr sind. Dieselben Herren erklärten auch, daß sie sich in dergleichen Angelegenheiten, wie bei Gemeinderathswahlen, keine Vorschriften machen lassen, denn diese gingen die Partei nichts an.

Nun, wenn die Herren Adler, Naake und Genossen solche Erklärungen abgeben, so zeugt dies entweder von ihrer politischen Unreife, oder sie sind noch in die Sozialdemokraten geworfen, und sind es auch jetzt noch nicht. Die Sozialdemokraten bilden in Pötschappel zu den Gemeindevorständen und Reichstagswahlen die Majorität, und haben infolge dessen durchaus nicht nöthig, Kompromisse mit andern Parteien einzugehen. Einen Gegner zu wählen, wo wir mit einem Auge das Feld behaupten können, das ist eine Schmach für unsere Partei. Und das Feld bei den Gemeinderathswahlen zu erobern und zu behaupten, das ist keine der geringsten Forderungen unserer Partei, denn von der praktischen Anwendung der Thätigkeit unserer Genossen im Gemeinderathe hängt die Kräftigung unserer Partei ab. So über wir unsern Einfluß vom Gemeinderathe auf die Landesgesetzgebung und im Allgemeinen auf die Reichsgesetzgebung aus. Dies mögen sich namentlich diejenigen Genossen in Pötschappel merken, die sich bei der diesjährigen Gemeinderathswahl von ihren sogenannten „Führern“ haben läutern lassen. Im Allgemeinen gilt dieser Satz für alle Genossen, die bei dergleichen Wahlen in Frage kommen. Wenn ferner die werthen Herren erklären, keinen Pfennig mehr geben zu wollen, so ist das ihre Sache. Wir müssen aber erklären, daß es wohl sehr viele gibt, die trotzdem gute Sozialdemokraten sind, obwohl sie pekuniär nichts zur Partei beitragen können, weil sie zu arm sind; sie nützen aber der Partei um so mehr, insofern sie bei allen Gelegenheiten mit dem richtigen Verstande und Ausdauer für die Interessen der Sozialdemokratie eintreten. Wer aber materielle Opfer bringen kann und dies nicht thut, und obendrein noch die Interessen der Partei zu schädigen sucht, die müssen wir nicht als unsere Genossen, sondern als unsere Feinde betrachten. Und diese auszumergen, ist jedes Genossen Pflicht.

Mit Gruß! Vorwärts!

Karlruhe, Anfang März. Wie verschiedenartig ein und dasselbe Vergehen von den verschiedenen Gerichten be- und beurtheilt wird, davon liefert unser Baden ein hübsches Beispiel. Auf Grund des § 3 des Preßgesetzes wurden hier 3 Personen zu je 50 Mark oder 14 Tage Haft verurtheilt, in Raftast und Gaggenau wurde dasselbe Vergehen mit 20 R., in Pforzheim mit 10, in Baden-Baden mit 5 R. geahndet. Die Rechtsgleichheit kann drahtlicher nicht illustriert werden. Nach nachträglich eine kleine Episode aus dem Wahlkampf. In einer Hofversammlung in Spöhl vertheidigte der Pfarrer Peter das Ausnahmegericht mit den Worten: „Die Sozialdemokraten sind wilde Bestien, welche in eiserne Bande gefesselt gehören.“ Dieser Pfarrer Peter ist ein sehr frommer Mann, und da mocht sich ein solches Wort aus dem Munde eines Dieners der christlichen Kirche, die angeblich den Grundlag aufstellt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“, doppelt schön. Anders predigen und selbst darnach handeln, ist eben zweierlei.

*) Ist nicht geschehen. Ann. der Red.

Partei-Archiv.

Für das Partei-Archiv gingen ein:
Durch Vermittlung von Joh. Philipp Becker erhielten wir für das Partei-Archiv nachstehende Schriften von I. in W.:
1 Leipzig'ger Hochverrathsprözeß.
1 Bericht über die Verhandlungen des 1., 2. und 3. Vereinstages deutscher Arbeitervereine.
1 Hofstetten: „Mein Verhältnis zu Herrn v. Schweizer.“
1 Protokoll über die Sitzungen des Gewerkschafts-Kongresses von Erfurt 1872.
1 Bernhard Becker: „Nationalökonomische Raketen.“
1 Bedenacht: „Altenstücke betr. die Auflösung der Mitgliedschaft der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei zu Pötsch.“
1 Schauer: Festschrift am Gründungstage der Metallarbeitergewerkschaft zu Dresden 1872.
1 Les prétendus scissions dans l'Internationale.

7 diverse Broschüren.
27 diverse Flugblätter, Statuten, Aufrufe, Gedichte u.
Um weitere Einsendungen ersucht

Die Archivverwaltung.

Warnung.

Wir sind gezwungen, vor dem
Schneider Cuhn aus Mannheim
zu warnen. Derselbe ist ein ganz vollkommenes Subjekt, welches sich auf Parteifosten durchbietet. Unter anderen Berufungen zeigte er auch eine Empfehlung von Genosse Dreessach in Mannheim vor. Ein hier erhaltene Unterführung hat Cuhn sofort in Schnaps vertruften. Ein Genosse borgte ihm einen Rod, damit er sich Arbeit suchen könnte, welchen er aber bis heute nicht wiederbrachte.
Mit Lappen dieser Art darf die Partei keine Rücksicht üben, wir warnen deshalb rechtzeitig.
Dortmund, 14. März.
Die Dortmunder Genossen.

Briefkasten.

der Redaktion: G. K. in London: Bitte für nächste Nummer zurückgestellt werden.

der Expedition: D. S. J. Cal.: (2 Doll.) Fr. 10 12 Kb. Ende Febr. 86 (1 Jahr) erb. — Rothbart: M. 500 — à Cto. erb. Billa. folgt. Betriffs. pr. Dypf. war Kchfr. Gsch. v. C. Schon fort. — Durch S. R.: M. 2 — von einem Gutgeimten pr. Uf. bfr. erb. — Payerichiff: M. 50 — à Cto. erb. M. erw. — R. S. 4: Rittsch. pr. Uf. erb. — Bruno: M. 120 — à Cto. Kb. sc. gutgeb. Ab. 5. notirt. Gemüthliches Bll. fort. — Michel Stieber: M. 160 — nach Bll. schrift pr. 1. Du. u. Schft. gebucht. Billa. folgt. Ab. 10. bestens notam genommen. Dank für Recherchen. Personalbeschreibung und Anzeichen v. S. erbeten. — Bürger Sanftmuth: M. 60 — à Cto. Kb. sc. erb. Ab. notirt. — Kother Hahn J.: M. 30 60 Kb. 1. Du. erb. Ab. notirt. — Hoch lebe die S.: M. 5 20 Kb. 1. Du. u. Porto sc. So begeistert und dennoch auch um gegenüber so gänzlich namenlos! — Rehoe: M. 19 40 v. d. B. Gen. bfr. erb. — Catilina: Fr. 2 — für Ppr. erb. — Gracchus P.: M. 300 — à Cto. Kb. sc. nebst Beauftrag. abg. Ab. notirt. — Gänseleber: M. 50 — à Cto. Kb. 4. D. erb. Betr. Df. hat R. nicht berichtet. Billa. folgt. Weiteres ad notam genommen. Rgr. gebucht. — Stt.: M. 62 — à Cto. Kb. erb. Bf. wartet. — Khdverus: M. 82 — 2. Du. M. 29 — 3. Du. und P. 24 — 4. Du. 84 pr. Erb. erb. u. gutgeb. — Kother Peter: M. 300 — à Cto. gutgeb. — Beilichstein: M. 34 40 Kb. 1. Du. pr. 8 dir. erb. — Stgr.: M. 85 — à Cto. erb. pr. Kb. — Sign.: M. 4 30 Kb. Du. erb. — Dt. Vofel: Fr. 16 — Kb. pr. 1. Du. sc. erb. u. gutgeb. — Dfchr. Verein Frauenfeld: Fr. 9 — Kb. 1. Du. erb. — X. in E. Freundlichen Dank und herzliche Grüße Dir und den Deinigen! — General Bumbum: Sonn vegetarisch, sehr carnivorarisch, bromaradisch und heimat' ämisch, ward er, weil nirgends der „wahr, Gemüth, endlich Dein — Tantalus. Nomen est omen: des durch' Rajores Auge, kaum traf's Euch, erhaben Ohres lezt' und ergötzt an Euren Erghuß asinus tortius.

An unsere Korrespondenten.

Wir bitten in jedem Brief u. s. w. stets deutlich anzugeben, welche Briefe, Sendungen u. s. w. bis zu Abgang eingetroffen waren. Bei Adressänderungen, Adressirungen und dergleichen ist umbezügliche Vorkehrung zu treffen, etwa Laufendes in sichere Hände zu leiten. Alle Adressirungen bitten wir in Deutsch, u. Lateinschrift (bezüglich Kontrolle) deutlich zu schreiben. Dedressiraten oder deren Angehörige sind zur Ablieferung sofort nach Empfangnahme strengstens anzuhalten.

Expedition des Sozialdemokrat.

Den Bestellern der
Witze und Rathschläge zur Agitation
hiermit zur Nachricht, daß Neuauflage erst bewirkt werden kann, wenn eine bestimmte größere Anzahl fest bestellt ist.
Wir bitten deshalb zur Beschleunigung um allseits umgehend Bestellung.
Die Expedition des „Sozialdemokrat.“

Porträts von Marx und Lassalle.

Vendanti. — Größe 34/44 Centimeter.
Verfarbend. Vorzüglichste Ausführung!
Preis: Per Stück M. 2 — (Fr. 2 50).
Bei Bezug von 1 Duzend an 15 Proz. Rabatt.
" " " 25 Stück an 25 " "

Expedition des Sozialdemokrat. Volksbuchhandlung.

Göttingen-Zürich.

Zu kaufen gesucht:
Fr. Engels: Lage der arbeitenden Klassen in England.
R. Marx: Zur Kritik der politischen Ökonomie. Berlin 1859.
Revue der „Reuen Rheinischen Zeitung“. Komplet oder Einzelhefte.
„Nordstern.“ Komplet oder Einzelnummern.
„Der Agitator“, herausgegeben von J. B. v. Schweitzer.
Offerten werden erbeten von der

Volksbuchhandlung Göttingen-Zürich.

Achtung!
Kbolf Bunsche, früher angestellt beim Wasserwerk in Jferloß und
Bildhauer Burger, früher in Hornberg (Baden),
werden ersucht, ihre Adressen umgehend zu melden an die Redaktion „Recht auf Arbeit“, Kienzstraße 75, München.
Dringliche Mittheilungen liegen vor. Rann wolle die Genannten aufmerksam machen oder, wo bekannt, deren Adressen an Suchende melden.

Die für Parteigenossen zur Bewerbung ausgeschriebene
Gießermeister-Stelle
ist besetzt, was den betr. Bemerkern zur gefl. Notiznahme hierdurch mitgetheilt wird.

Sozialistische Arbeiterpartei Amerika.

Sektion New-York.
Sitzung des Centralkomitees jeden Freitag Abends 8 U.
in Lincoln Hall, Ecke Allen und Houston Street.
Jeden Sonntag finden Versammlungen statt. Näheres in
„New-Yorker Volkszeitung“, besonders Freitags und Samstags.
Schweizerische Genossenschaftsbewegung in Göttingen-Zürich.